

Insel Verlag

Leseprobe



Dube, Olaf Nils
Bienen und Menschen.

Eine Freundschaft
Mit Illustrationen von Isabel Pin

© Insel Verlag
978-3-458-17777-7



OLAF NILS DUBE

*Bienen
und
Menschen*

EINE FREUNDSCHAFT

INSEL

Erste Auflage 2018

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: *hißmann, heilmann, hamburg*

Umschlagabbildung: *Isabel Pin, Berlin*

Druck: *CPI – Ebner & Spiegel, Ulm*

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17777-7

*Bienen
und
Menschen*

EINE FREUNDSCHAFT

Inhalt

<i>Menschen in der Stadt</i> DIE SUCHE NACH VERBUNDENHEIT	9
<i>Ich will mein Leben ändern</i> WIE DIE BIENEN ZU MIR KAMEN	14
<i>Meine ersten Völker</i> BIENEN KAUFEN: WIE GEHT DAS?	24
<i>Es kommt, was du brauchst</i> WIE ICH EINEN ORT FÜR MEINE IMKEREI FAND	30
<i>Leben auf Rädern</i> WIE MEIN KIND IM BIENENWAGEN GEBOREN WURDE	36
<i>Vom Imkerverein zum Demeter-Standard</i> LERNEN VON DEN ANDEREN	44
<i>Sortenreinen Honig machen</i> WARUM STÄDTE SICH SO GUT ZUM IMKERN EIGNEN	49
<i>Es klappt!</i> WIE MAN HONIG AUF DEN MARKT BRINGT	58
<i>Yuppies, Schnee und Regentage</i> AUS DEM ALLTAG EINES HONIGVERKÄUFERS	65
<i>Deinen Weg finden</i> WARUM ICH BIENEN WESENSGEMÄSS HALTE	73

<i>Blümchensex</i>	
ÜBER DIE ERSTAUNLICHE INFORMATIONSPOLITIK DER BIENEN	83
<i>Das unerwünschte Wunder</i>	
WARUM BIENEN SCHWÄRMEN UND WIE MAN SIE WIEDER EINFÄNGT	90
<i>»Der Bien«</i>	
DAS GROSSE GANZE EINES VOLKES	100
<i>Der Wabenbau</i>	
WARUM BIENEN GENIALE ARCHITEKTEN SIND	104
<i>Ich will klein bleiben</i>	
WIE VIELE VÖLKER EIN BERUFSIMKER BRAUCHT	111
<i>Gestochen. Und jetzt?</i>	
ERSTE MASSNAHMEN. UND WANN ES GEFÄHRLICH WIRD	114
<i>Heilen mit Bienen</i>	
VON PROPOLIS, POLLEN UND GELEE ROYAL	118
<i>Bienen und Höhlenmenschen</i>	
EIN BLICK IN DIE FRÜHGESCHICHTE DES IMKERNES	127
<i>Ruhen und Wachsen</i>	
DAS IMKERN IM LAUF DER JAHRESZEITEN	135
<i>Abschied nehmen</i>	
ÜBER DIE AUSLESE UND AUFLÖSUNG EINES BIENENVOLKES	146
<i>Was Bienen aus dir machen</i>	
WARUM BIENEN WIE FREUNDE SIND	149
<i>»Happiness is only real when shared«</i>	
WARUM UNS ERST DAS GEMEINSAME VOLLSTÄNDIG MACHT	155
<i>Bibliographie</i>	159

Menschen in der Stadt

DIE SUCHE NACH VERBUNDENHEIT

Das Brot liegt abgepackt in der Theke, manche lassen es sich noch schneiden. Geschirr wäscht die Spülmaschine ab, und wenn wir uns bewegen, dann meist auf Rädern. Honig drücken wir aus der Plastiktube. Wie er da reingekommen ist? Darüber wissen wir fast alles.

Der Informationsfluss wächst bis ins Unendliche, noch offene Fragen werden im Netz beantwortet, an jeder Straßenecke können wir mit unseren Smartphones jeden an jeder anderen Straßenecke dieser Welt erreichen.

Nur die Strecke dazwischen, die erreichen wir nicht mehr.

Wir folgen nach wie vor unseren Grundbedürfnissen. Unser Essen wächst noch immer in der Erde, braucht Regen und Pflege, ein Stück Fleisch bleibt ein geschlachtetes Tier. Aber die Zusammenhänge, die Handlungsabläufe, die Materialien, der Weg vom Getreide zum Brot, vom Tier zum Schinken, all das ist für die meisten von uns blanke Theorie. Abstrakt wie Essen im Imbiss in der Stadt oder wie die Auslagen im Supermarkt, von denen man meinen könnte, sie kämen aus dem 3-D-Drucker.

Wir erleben nicht mehr die Zeit zwischen Säen, Wachsen, Ernten, Mahlen, Kneten und Backen.

Andernfalls würden wir in Kontakt kommen mit dem Boden, mit Wasser und Pflanzen.

Wir würden die Anstrengung und unsere Kraft bei der Ernte

und dem Mahlen spüren und das frische Mehl riechen, uns würde der Schweiß von der Stirn laufen.

Wir würden unsere Arme fühlen beim Kneten des Teigs, unseres Teigs.

Wir würden Holz hacken und den Ofen heizen – beides duftet und wärmt – und schließlich das Aroma des frisch gebackenen Brotes wahrnehmen. Es würde uns sicher ganz besonders schmecken.

Stattdessen erleben wir das oft Bruchstückhafte einer Tätigkeit im Büro oder empfinden unseren Job an der Werkbank als zusammenhanglos und damit sinnfrei. So wird Tun zu fremdbestimmter Arbeit.

Wir wissen heute also mehr und erfahren gleichzeitig weniger.

Erfahrung braucht ihre Zeit und hat einen Weg hinter sich. Sie gibt uns das so wichtige Gefühl für uns selbst zurück. Wir sind und bleiben aus Fleisch und Blut, eben Naturwesen, und leiden an der Boden- und Verbindungslosigkeit zu unseren Wurzeln und Mitmenschen.

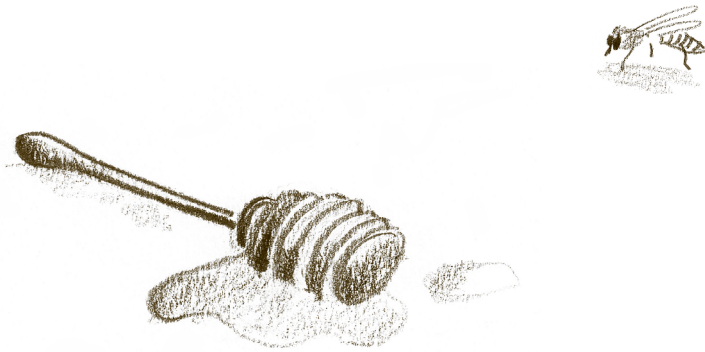
Ich bin bestimmt kein Kulturpessimist. Und nein, man muss nicht alles selbst machen, seine Schuhe herstellen oder Werkzeuge schmieden, um »sich wieder zu spüren«. Aber ob wir nun arbeiten, kommunizieren, reisen, was machen wir Stadtmenschen denn überhaupt noch vom Anfang bis zum Ende? Und was hat das alles mit Bienen zu tun?

Bienen sind nicht von ungefähr unsere Lieblinge in der Fauna. In einem Bienenvolk erkennen wir Menschen ein Ur- und Idealbild, nach dem wir uns so sehnen. Wir erleben ein Gebilde, bei dem alle Teile aufeinander ausgerichtet sind, dynamisch eine Einheit bilden und so etwas Gemeinsames, Größeres erschaffen: einen Organismus.

Die Einheit in der Vielfalt: Was könnte mehr für Harmonie stehen?

Es genügt ein Blick auf eine mit Bienen besetzte Wabe, um ein tiefes Gefühl von der Verbundenheit dieser vielen Einzelwesen untereinander zu spüren. Sich zankende Bienen sind in einem Volk schlicht unvorstellbar.

Auch nach außen hin sind Bienen geradezu beneidenswert verknüpft mit ihrer natürlichen Umgebung: Sie verkörpern die Verbindung in der ansonsten immobilen Pflanzenwelt.



Vielleicht war es genau dieses Gefühl von Verbundensein, das mir abhandengekommen war, ehe ich mich mit Bienen befasste.

Ich hatte meinen Boden verloren, war wie eine Kartoffel in Hydrokultur, kreuzunglücklich in einem Schlips-und-Kragen-Job. Dass ich Imker wurde, war mein großes Glück.

Seit ich mit Bienen lebe, ist es um mich geschehen, bin ich gewissermaßen an ihre Kreisläufe von Ausdehnung und Schrumpfen angedockt. Auf so vielen sinnlichen Ebenen erlebe und vor allem: spüre ich ihr Dasein. Ich höre ihr Summen, das mich beruhigt, oder ihr Brausen, das mich flüchten lässt.

Meine Gene wissen genau, dass ihr flüssiges Gold einst die

süße Ur-Droge schlechthin war. Wo Bienen sind, riecht es angenehm nach Wachs, und die Luft schmeckt süß. Kein Wunder, dass das Bienenhalten gerade in urbanen Gegenden eine Renaissance erlebt.

In der Stadt haben Menschen heute am wenigsten die Gelegenheit oder die Notwendigkeit, sich ihr Brot selbst zu backen, sich Feuerholz zu hacken, sich Gemüse anzubauen und fürs Mittagessen aus der Erde zu ziehen. Dabei wären das für die meisten von uns wahrscheinlich sehr befriedigende Tätigkeiten, die uns erschöpft von der körperlichen Arbeit und erfüllt von den Eindrücken am Abend tief und fest einschlafen lassen würden.

Zur Kompensation müssen Yoga, Pilgern, vegane Ernährung, Slow Living und ein Sabbatical her. In all diesen Bewegungen und Phänomenen steckt auch die Suche nach Erfahrung, dem sinnlichen Erleben, nach Bewusstheit und dem Spüren des Augenblicks.

Das Wunderbare am Bienenhalten? Es ist keine Ersatzbefriedigung wie shoppen oder Torte essen, sondern hilft ganz direkt und einfach. Das Imkern bringt einen Menschen zurück in die Kreisläufe und Zusammenhänge der Natur. Zu Pflanzenfragen und allem, was da krabbelt und fliegt, wissen wir in Windeseile mehr als mancher Minister für Agrarwirtschaft. Und das Beste? Wir wissen es nicht nur, wir begreifen es auch.

Als moderner Mensch kann man von jedem Huhn, jeder Fliege oder Ziege eine Menge lernen. Von ihrer Gelassenheit, Klarheit und Authentizität. Und ihrer Verbundenheit: mit sich selbst. In diesem Sinne können Bienen, kann aber auch jede Fliege die Welt retten.

Ich will mein Leben ändern

WIE DIE BIENEN ZU MIR KAMEN

Und irgendwann war da dieses Ziehen, links oben im Brustkorb. Ich lag spätabends erschlagen im Bett und war nicht mehr in der Lage, all das Schnattern des Tages verstummen zu lassen.

Fand das nun in meinem Kopf statt oder an meinem Herzen?

Verschleppter Infekt, der sich festsetzt, und plötzlich ist man tot, ein Infarkt, mit Anfang dreißig?

Wohl eher nicht, beruhigte ich mich. Trotzdem, irgendetwas war nicht okay. Grenze. Ich wollte das nicht mehr ...

So bin ich vor etwa zehn Jahren zum Bienenhalten gekommen. Als einer von damals rund neunzigtausend, heute etwa hundertdreißigtausend Imkern in Deutschland. Die übergroße Mehrheit davon sind Hobbyhalter.

Schon zu Beginn merkte ich, dass sich mit mir eine neue Generation für das Imkern interessierte. Immer noch traf ich vor allem auf ältere Herren, aber zunehmend gesellten sich auch jüngere Neueinsteiger, »sogar« Frauen dazu.

Bienenhalten galt plötzlich als cool, besonders in den Städten, von New York über Kopenhagen bis Berlin, und aus den unterschiedlichsten Motiven. Für die einen war es ein Meditationsmedium, für andere war die Biene ein Honighaustier und wieder andere sahen Imkern als wohlmeinenden Beitrag zur Rettung von Biene, Mensch und Welt.

Meine Geschichte ist vielleicht nicht gerade typisch, aber welches Leben ist das schon?

Ich hatte mich auf meinem Weg verlaufen, steckte fremd und todunglücklich im falschen Leben fest, damals, vor zehn Jahren. Ich war für die Pressearbeit eines großen deutschen Wirtschaftsverbandes verantwortlich. Das bedeutete ein gutes Gehalt und ein großes Büro. Was von außen betrachtet vielleicht nach einer vielversprechenden Karriere und einer honorigen Stellung in der Gesellschaft klingt, fühlte sich für mich zunehmend wie eine Falle an.

Ich komme aus einer kleinbürgerlichen Familientradition, die Dubes waren Bäckermeister, einfache Leute. In der Familie wurde immer mit großem Stolz betont, dass man bei uns niemals hatte Hunger leiden müssen.

Das Elternhaus meines Vaters war in der Lausitz, es hatte einen großen Garten mit Hühnern, Enten, Puten. Mein Großvater war an der Front gefallen, so wuchsen mein Vater und seine drei Geschwister bei der Mutter und den Großeltern auf, die mit im Haus wohnten.

Die Kinder, so waren die Erwachsenen sich einig, sollten's mal besser haben. Vor allem sollten sie was Besseres werden. Das hieß: studieren. Am besten natürlich Medizin.

Nachdem sein großer Bruder Arzt geworden war, studierte mein Vater nach einer Lehre Elektrotechnik. Er lernte das Programmieren und stieg nach der Übersiedelung in den Westen zum Abteilungsleiter auf.

War das gut genug? Natürlich hätte es immer noch etwas besser sein können. Es reichte irgendwie nicht.

Von diesem Bedürfnis nach gesellschaftlichem Ansehen, dieser Aufstiegsucht hatte auch ich mich unbewusst anstecken lassen.

Ich war kein besonders guter Schüler, nur da, wo es mir Spaß

machte. Als mir mein Vater gegen Ende der Schulzeit einmal vorschlug, vielleicht doch besser eine Lehre anzufangen, fasste ich seine Idee fast als Beleidigung auf. War ich etwa zu doof zum Studieren und Karrieremachen?

Nach dieser persönlichen Kränkung wollte ich damals allen das Gegenteil beweisen.

Zunächst absolvierte ich ein schöngeistiges Studium, schloss es nach langen Jahren auch recht anständig ab. Ich spielte sogar mit dem Gedanken zu promovieren. Da war er, der Bäckermeister in mir, der mehr wollte.

An der Uni zu bleiben, reizte mich allerdings nicht wirklich. Dann doch lieber gleich in die Wirtschaft. Irgendwann in den letzten Semestern hatten mir die Eltern den Geldhahn zugedreht. Etwas abrupt, aber verständlich. Durch einen Studentenjob war ich so in den Produktionsbereich einer Internet-Redaktion geraten. Wirklich Spaß machte es mir dort nicht, und das lag nicht allein an der inhaltlich eher konservativen Ausrichtung. Trotzdem, es war ein recht einfacher Weg, neben dem Studium Geld zu verdienen.

Ich war damals schon Vater, hatte ein vierjähriges Kind, ein zweites war unterwegs. Ich hatte eigentlich keine Zeit, nach alternativen Wegen zu suchen, in mir zu forschen, wohin es mich zog, im Gegenteil. Der Druck, den Sprung in irgendeinen Beruf zu schaffen, wuchs. Was lag näher, als in der Medienbranche zu bleiben? Also nahm ich einfach den nächsten Zug, der hielt. Wohin es gehen sollte, wusste ich so und so nicht.

Ich bewarb mich erfolgreich für ein Volontariat. Und war heilfroh, endlich die klassische Vaterrolle zu erfüllen und mit für die Familie sorgen zu können. Ich fand, ich hatte gerade noch die Kurve ins geordnete Berufsleben gekriegt, mehr noch: Alles verhieß Aufstieg.

Gegen Ende meines Volontariats bekam ich das Angebot, in der Presseabteilung eines großen Wirtschaftsverbandes zu arbeiten, der auch Herausgeber eines Wochenblattes war. Motiviert und mit der Schonfrist des Neulings kam ich gut an. Ich hielt dem Pressesprecher mit meiner redaktionellen Arbeit den Rücken frei, hatte Erfolg, konnte meine Ideen umsetzen, wurde gelobt, zu Weihnachten gab es Geschenke.

Noch befand ich mich ja auch in den hinteren Reihen. Wie in einem überfüllten Theatersaal war die Sicht durch die Rücken vor mir versperrt, und sie pufferten auch den ganzen Druck von vorne ab.

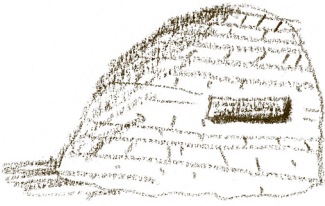
Nach anderthalb Jahren aber wurde der Platz vor mir frei. Ich bekam das Angebot vorzurücken. Nun stand ich plötzlich mit auf der Bühne, auf Tuchfühlung mit den Hauptakteuren.

Mein Vorgesetzter, mit dem ich zuvor eher wenig persönlichen Kontakt gehabt hatte, entpuppte sich als Choleriker. Ich nahm seine aggressiven Ausfälle nicht nur viel zu ernst. Sie schockierten mich, trafen mich persönlich.

Und in jener Nacht, in der ich meine Herzgegend so schmerzhaft spürte und nicht mehr einschlafen konnte, beschloss ich, von nun an wie vertraglich vereinbart um fünf nach Hause zu gehen. Ich wollte meine Kinder nicht erst schlafend im Bett sehen. Keine Überstunden mehr.

Kaum zwei Monate später rief mein Präsident mich zum Gespräch in sein Büro: »Menschlich kann ich Ihnen nichts vorwerfen, aber den Job können Sie nicht.«

Ich musste also gehen. Das kratzte zwar an meinem Ego, doch eigentlich empfand ich es nicht als Verlust. Ich war erleichtert, aus einer Rolle entlassen zu werden, die nicht meine war.



Es gibt diese Krisen im Leben, bei denen es gar nicht mehr darum geht, wo der nächste Schritt hingehen soll: weil da nämlich gar kein Boden mehr unter den Füßen ist. Da kann man nur noch springen. Das tat ich in meiner Situation auch.

Im Nachhinein kann in solchen Umbrüchen ein Glück liegen, weil man wie ein Kleinkind noch einmal von vorne denken muss ... und darf. Was eigentlich interessiert mich? Was will ich wirklich? Ich hatte keine Ahnung, nach so vielen Jahren Schule, Studium und den ersten Erfahrungen mit der Arbeitswelt.

Im Wochenabstand begeisterte ich mich für immer neue Dinge. Mal war es das Jogging. War ich vielleicht ein Sportlertyp? Dann fing ich an zu malen. War ich Künstler? Ich konnte von allem ein bisschen. Mich ärgerte diese Sprunghaftigkeit und genauso die Ernüchterung, immer wieder am Anfang von etwas zu stehen. Du bist das, was du tust. Und das, was ich bisher getan hatte, fühlte sich fremd an, war nicht ich. Schon bald konnte ich mich bei dieser Suche selbst nicht mehr ertragen.

Wo war der rote Faden?

Irgendwann stellte ich mir die simple Frage: Was in mir hat in all den Jahren nie aufgehört mich anzuziehen, was hat mich niemals gelangweilt und geht so tief, dass es schon fast weh tut?

Die Antwort breitete ich gedanklich wie ein Picknick vor mir aus.

Landwirtschaft lag nahe, und sie lag mir im Blut. Aber einen Hof zu gründen und Landwirt zu werden, war unrealistisch. Immens viel Geld und auch Wissen wären unbedingt nötig. Ich hatte weder das eine noch das andere.

Einen Gartenservice zu eröffnen oder in Bäumen herumzuklettern und als Baumpfleger zu arbeiten, klingt spannender, als es bei näherer Betrachtung ist; das wusste ich noch von meinen Aushilfsjobs zu Studenienzeiten.

Aber eine Imkerei gründen? Auch mein Vater hatte in meiner Kindheit Bienen gehalten, als Hobby. Wäre das nicht auch etwas für mich, nur eben gewinnbringend? Etwas in mir sprang an, begann zu laufen ...

Es war Herbst. Ich hatte plötzlich Angst vor meiner eigenen Courage und bremste mich in meiner Begeisterung.

Zunächst nahm ich mir zwei Imkerbücher für den Winter vor. Die hatte ich nach wenigen Tagen durchgelesen. Ich kaufte mir die nächsten. Und als der Winter vorbei war, hatte ich jede Menge erhältliche Bücher zur Imkerei verschlungen. Noch nie war ich mir so sicher und klar wie an diesem Punkt, vor über zehn Jahren:

Ich hatte »meins« gefunden. Einige Jahre, so nahm ich an, würde ich brauchen, um aus dem Nichts eine Berufsimkerei aufzubauen. Ich wollte langsam hineinwachsen. Mir fehlte ja noch jede Erfahrung, das Kapital sowieso.

Mit einem Bankkredit richtig durchzustarten, fiel aus. Und woher auch das Geld zurückbezahlen?

Für einen Privatkredit fehlte es in meiner Familie am Glauben. Ich hörte immer nur: Kann man davon leben? Mach was Vernünftiges, das ist doch Unsinn.

Doch ich hatte mich entschlossen. Und stur war und bin ich obendrein.

Parallel belegte ich diverse Weiterbildungskurse. Ich lernte das Layouten, optimierte auch mein Englisch (darüber würde ich später auf dem Wochenmarkt noch froh sein). In der Ausbildung sah mich meine Lehrerin verwundert an kleinen Bienengrafiken basteln. Tatsächlich bereitete ich schon mal mein späteres Logo vor. Ich lernte Flyer, Handzettel, Etiketten oder ein Marktschild ordentlich zu setzen. Auch das würde mir später eine Menge Geld sparen. Und nicht zuletzt machte es Spaß, meine Pläne nach meinen Vorstellungen, aus meiner eigenen Hand zu gestalten.

Nebenher nutzte ich diese Phase zum Geldverdienen. Ich schrieb Artikel, textete oder layoutete. Alles, was ging. Jeden Überschuss steckte ich in meine Zukunft, schaffte mir alle Gerätschaften und Werkzeuge zum Imkern an, über die ich in den Büchern gelesen hatte.

Für den Anfang waren das:

- ein paar Bienenbehausungen, Beuten genannt, mitsamt Brutraum und Honigräumen
- eine Schwarmkiste
- viele Rähmchen
- ein Smoker
- eine Schleuder
- lebensmittelechte Eimer und Siebe
- eine Entdeckelungsgabel und dazugehöriges Geschirr
- einen Sonnenwachsschmelzer
- und natürlich einen Schutzanzug mit Schleier und sogar Handschuhen

Während eines Spaziergangs in der Mittagspause meines Grafikurses kam ich an einer Ansammlung von Sperrmüll vorbei. Spannend fand ich solche Haufen schon immer. Ich mochte alte